

# LOKALES

Wiesbaden, den 20. Oktober.

**1. Starker Güterverkehr.** Der gegenwärtige Güterverkehr ist überaus stark auf den Bahnhöfen, so daß die Güter nicht beschleunigt werden können. Schuld daran trägt der Obst- und Kartoffelverkehr, ebenso die schwer beladenen fahrplanmäßigen und Bedarfszüge. Es verkehren auf den Bahnstrecken endlose Güterzüge, trotzdem die Wasserstraße auch einen bedeutenden Güterverkehr hat. Auf vielen Stationen ist zur Erleichterung der Annahme und des Verandes der Güter Nachdienst für Beamten und Arbeiter eingeführt.

**2. Zweite Geleisslinie.** Der Oberbaudamm für die Bahnlinie Wiesbaden-Diebrich-Mosbach wird zur Zeit durch anstehende Grundmauern wesentlich verbreitert, um eine zweite Geleisslinie zu erbauen. Bekanntlich ist diese Strecke seit Erbauung einseitig betrieben worden.

**3. Weshalb hat der Hund gebellt?** Während der Nacht vom 8. zum 9. September wurden die Anwohner der Rheingauerstr. in Diebrich durch anhaltendes lautes Bellen zweier Hunde in ihrer Nachtruhe gestört. Zwei Herren, welche an's Fenster traten um sich nach den Tieren umzusehen, welche so wenig Mitleid mit ihren gefolterten Herren hatten, behaupteten, es sei der Hund des mit der Ueberwachung von Holz betrauten Zollwächters, sowie derjenige eines kurz vorher in nächster Nähe im Rhein vor Anker gegangenen Schiffes gewesen. Die Herren riefen daher die Hilfe der Behörde an, und die Polizei bestrafte die beiden Hundebesitzer mit je 2 A Geldstrafe. Wie der Zollwächter nun aber versichert, kann er keinerlei des Hundes nicht entbehren. Im Uebrigen aber sei sein Hund an die 13 Jahre alt. Er habe längst das Bellen verlernt. Er verstehe sich nur dann auch zu dem, was bei jüngeren Hunden das Bellen sei, wenn Gefährde sich an dem seiner Ueberwachung anvertrauten Holz zu schaffen mache. Wenn wirklich gebellt worden wäre, dann müßte der Schiffhund der alleinige Thäter sein. — Das Schöffengericht stellte sich auf die Seite der Jungen und bestätigte das Strafmandat der Polizei-Behörde.

**4. Residenztheater.** „Five o'clock“ von Jacoby und Hippel wird heute Donnerstag wiederholt. Auf vielseitigen Wunsch wird morgen, Freitag, das Drama „Japantreich“ von Beyerlein gegeben. Am Samstag geht zum ersten Male das französische Lustspiel „Marquise“ von E. Sardou in Szene, das in seiner, aber wirksamer Weise gewisse Pariser Gesellschaftsklassen mit ihren Gelfekten und Gelfekulationen gloriert. Die Titelrolle spielt Frä. Frey. Am Sonntag Abend wird „Marquise“ wiederholt. Sonntag Nachmittag ist zu halben Preisen „Es werde Nacht“ ange-set.

**5. Eine Bilderausstellung.** — wenn auch nur aus Heliogravüren nach Werken des Meisters zusammengestellt — fällt augenblicklich die Räume der Gemäldegallerie. Die hochherzige Stiftung der Frau Philipp Wegg Wiesbaden hat der Kassanischen Landesbibliothek die Anschaffung der bekannten von der Photographischen Union in München herausgegebenen Bildwerke ermöglicht. Die einzelnen Blätter, welche von der Direktion der Bibliothek dem Kassanischen Kunstverein in zuvorkommender Weise zur Verfügung gestellt wurden, sind soweit es möglich war, zeitlich geordnet, wodurch allen Kunstfreunden eine Gelegenheit geboten ist, sich eine Uebersicht über die Entwicklung des größten Genies der Malerei, den unsere Zeit hervorgebracht hat, zu verschaffen. Eine Führung durch die Ausstellung, die Herr Kunsthistoriker Dr. Wolfram Baldschmidt freundlichst übernommen hat, wird am Samstag, den 22. Oktober, Vormittags 11 Uhr im Museum stattfinden. Der Eintritt ist für die Mitglieder des Kassanischen Kunstvereins unentgeltlich, für Nichtmitglieder beträgt der Eintrittspreis 1 A.

**6. Eine neue Frankfurter Stiftung?** Wie das Intelligenzblatt meldet, hat Herr Friedrich Dittmar, der im Alter von 53 Jahren am Samstag verstorben ist, eine bedeutende Stiftung zu einem wohltätigen Zwecke gewidmet. Der Verstorbene, der einem alteingesessenen Frankfurter Bürgergeschlecht entstammte, hat ein Vermögen von 800 000 bis zu einer Million A testamentarisch dazu bestimmt, Frankfurter Bürgern aus einge-seffenen Familien, die den gebildeten Ständen angehören, aber in ihren Vermögensverhältnissen zurückgegangen sind, ohne Entgelt eine anständige Wohnung zu bieten. Die Stiftung soll den Namen des Vaters des hochherzigen Stifters, des im Jahre 1901 verstorbenen Peter Friedrich Dittmar tragen.

## Kunst, Litteratur und Wissenschaft.

**7. Sträfling 788** betitelt sich ein soeben im Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin E.B. erschienenes Buch, das nicht nur wegen seiner originellen Ausstattung wohl alle Blicke auf sich lenken wird, sondern auch wegen seines interessanten und tiefgreifenden Inhalts die Beachtung weitest Kreise verdient. Der Autor des Buches ist Adolf Göb, jener Dresdener Redakteur, der infolge seiner Haltung in der Krise von Toscana a. Affäre vom Dresdener Gerichtshof zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt wurde und seine Strafe kürzlich als Sträfling Nummer 788 in der Zwickauer Strafanstalt verbüßt hat. Drei von Effectshocherei und Sensation giebt Göb in seinem Buch einen durchsichtigen Einblick in die Wirklichkeit der Sträflinge mit allen ihren seelischen Regungen und Erschütterungen, die die Monotonie des Gefängnislebens zur tödlichen Qual machen kann. Trotz all der düstern Grundfarben kommt dabei aber auch der Humor nicht zu kurz, und Schilderungen, wie „Die Bewegungen im Freien“, „Die Delikatessen“, „Die wöchentlichen Väterreisen“ etc. sind geeignet, dem trüben Milieu einige lichte Konturen zu verleihen. Vom sozialen Standpunkt aus äußerst beachtenswert ist der 2. Haupttheil des Buches, der sich mit den Wirkungen der modernen Straf-Sprache-Praxis und des Strafvollzuges speziell auf die unteren Volksschichten und deren politische Gefinnung beschäftigt. Dabei fallen auf die gesammte politische Lage Sachsens, des Landes der sogenannten „Kassischen Justiz“, interessante Streiflichter. Bei der geplanten Reform des Strafrechts werden gewiß zahlreiche Anregungen des Verfassers nicht unbeachtet bleiben dürfen. Im letzten Theil des Buches interessieren besonders die Ausführungen über die juristische Stellung des verantwortlichen Redakteurs. Göb zeigt sich als ein ent-schiedener Gegner jeder Anonymität in der Presse. Wenn man auch nicht jede Ansicht des temperamentsvollen Autors wird unterschreiben können, so bringt doch sein Buch so außerordentlich viel Neues und Eigenartiges, daß es sich wirklich lohnt, das auch äußerlich sehr apart ausgestattete Buch zu lesen.

**8. Kürschners Bücherfach.** In die verschlossene Welt der Blinden führt uns ein Werk des berühmten ungarischen Schriftstellers Pekar, das als Bd. 421 soeben in Kürschners Bücherfach (Hermann Hilger Verlag, Berlin) erschienen ist. Es ist eine, ruhende, mit meisterhafter Stille verfasste Novelle, die sich den besten Erscheinungen der modernen Literatur anreicht und die besonders für feine Gemüther eine willkommene Gabe sein dürfte. Dieser Hauptarbeit schließen sich noch mehrere kleinere Erzählungen an, die ebenfalls auf der Höhe der „Romane eines blinden jungen Mädchens“ — so lautet der Titel dieses kleinen Meisterwerkes — stehen. Wir möchten nicht ermangeln, dem schmunzelnden Bändchen, das nur 20 A kostet, ein empfehlendes Geleitwort mit auf den Weg zu geben.



## Strakammer-Sitzung vom 20. Oktober 1904.

**Qualifizierter Diebstahl.**  
Der Arbeiter Albert Dietrich von Höchst sollte dortselbst in der Zeit vom 10. zum 13. September einem Kameraden B. A. Baargeld aus einem Gebäude mittelst Erbrechens eines Koffers gestohlen haben, doch erging auf die bezügliche Anklage Mangels Beweises ein Freispruch. — Der Tagelöhner Wilh. Neuffer von Höchst hat dem Kassenhüterverein für Höchst und Umgebung in Unterlieberbach als rückfälliger Dieb ein Gewehr weggenommen. Strafe: 4 Monate Gefängnis. — Der Tagelöhner Adolf Wagner von hier hat im April d. J. als kriminell rückfälliger Dieb, im Wald ein Stück bereits zugerichtetes Birkenholz von 50 A Werth gestohlen, resp. unterschlagen. Zufällig zu einer noch in der Verbüßung begriffenen Strafe verfällt er in 10 Tage Gefängnis, die für durch die erlittene Untersuchungshaft verbüßt sind.

## Malztropen

wirksamstes Kraftpulver

Erfolgreich in Apoth. u. Droger. 4 M. L., M. 2.40, M. 4.50.

## Geldaffliches.

Die Tropen-Werke, Mulheim-Rhein sind auf der Welt-ausstellung in St. Louis für ihre Präparate, Tropen, Eisentropen und Malztropen mit dem höchsten Preise, dem Grand Prix ausgezeichnet worden, der gleichen Auszeichnung, die sie bereits auf der letzten Weltausstellung in Paris davongetragen hatten. Die Firma besitzt auf ihrem Gebiete die größte Fabrik der Welt; sie beschäftigt sich lediglich mit der Herstellung von Eisweiß-Präparaten für Nahrungsmittelzwecke, und sind ihre Fabrikate in der ganzen Welt bekannt. Die Tropenwerke sind bahnbrechend auf dem Gebiete der Eisweiß-Ernährung vorgegangen. Es ist nicht

zum mindesten ihren Bemühungen zuzuschreiben, wenn die Kenntniss der Eisweiß-Ernährung in weitere Volksschichten einge-dungen ist.

**Prämierung.** In der Zeit vom 28. September bis zum 6. Oktober ex. wurde in Berlin eine volkstümliche Ausstellung für Schule, Haus und Herd abgehalten. Unter den vielen Ausstellern war auch die Sunlight Seifenfabrik G. m. b. H. Mannheim vertreten, deren rühmlichst bekannten Fabrikate die goldene Medaille zuerkannt wurde.

## Standesamt Dotzheim.

**Geboren:** Am 1. Oktober dem Tagelöhner Carl Schneider eine Tochter Louise Auguste. Am 3. Oktober dem Maurer Carl Wilhelm Adolf Dietrich ein Sohn Adolf Wilhelm Emil. Am 5. Oktober dem Tagelöhner Heinrich Schnabel eine Tochter Wilhelmine Henriette. Am 5. Oktober dem Maurer Carl Philipp Friedrich Nicolai ein Sohn Wilhelm Hermann. Am 7. Oktober dem Maurer Friedrich Kessel eine Tochter Luise. Am 7. Oktober dem Linder Carl August Baum ein Sohn Carl Emil. Am 9. Oktober dem Maurer Carl Friedrich Wilhelm Emil Schnell eine Tochter Lina Emilie. Am 13. Oktober dem Schreiner Gustav Eisele eine Tochter Emilie Elise. Am 14. Oktober dem Maurer Wilhelm Friedrich Philipp Emil Schnell ein Sohn Emil.

**Aufgehoben:** Am 7. Oktober der Linder Carl Adolf Hanika mit Auguste Elise Pauline Josefine Kessel beide dahier. Am 7. Oktober der Fabrikarbeiter Sebastian Schrauth zu Schierstein mit Marie Amalie Luise Kessel dahier. Am 10. Oktober der Maurer Carl Wilhelm Schnig hier, mit Catharine Anna Schredder zu Schierstein. Am 15. Oktober der Schlosser Otto Wilhelm Haas dahier mit Anna Emma Lämmle zu Lauffen a. Neckar. Am 15. Oktober der Kaufmann David Salm dahier mit Anna Darnbacher zu Bühl.

**Verheiratet:** Am 1. Oktober der Kaufmann Carl Peter Holl mit Dorette Helena Wilhelmine Brömmer. Der Bieglar Sebastian Friedrich Schäfer mit Margarethe Schrauth. Am 9. Oktober der verwitwete Kesselschneider Johann Georg Carl Gehl mit Magdalena Martiny.

**Verstorben:** Am 4. Oktober Paul Maria Philipp, Sohn des Linders August Gruber, 10 Monat alt. Am 6. Oktober der Zimmermann Johann Philipp Vomberti, 65 Jahre alt. Am 6. Oktober der Linder Carl Friedrich August Rauh, 69 Jahre alt. Am 13. Oktober der Maurer Wilhelm 30 Jahre alt. Am 15. Oktober Emil, Sohn des Maurers Wilhelm Friedrich Philipp Emil Schnell, 5 Stunden alt.

## Hamburger Zigarren-Haus,

Wiesbaden, Wellrigstraße 21,

Mainz, Schillerstraße 46.

Empfehle meine Spezialitäten in nur Hamburger Zigarren und garantirt rein überseeischen, reifen Tabaken.

Bei Abnahme von 500 Stück Fabrikpreise.

Durch langjährige Thätigkeit in der Zigarren-Fabrikation, bin ich als Fachmann in der Lage, auch den verwöhntesten Raucher in jeder Beziehung zufrieden zu stellen.

Eduard Schäfer.

## Zur gefälligen Beachtung!

P. P.

Um vielseitigen Wünschen Rechnung zu tragen und zur Bequemlichkeit meiner geehrten Abnehmer, habe ich in verschiedenen Stadtteilen Wiesbadens

## Niederlagen meiner Weingrosshandlung

errichtet, in denen vorerst antenstehende, besonders empfehlenswerte Weine zu Original-Kellerpreisen zu haben sind.

Hochachtungsvoll  
August Engel, Hoflieferant.

Anzug aus der Hauptpreisliste der Weingrosshandlung

Rhein-Weine, weiss,		Mosel-Weine.	
	1/2 Flasche incl. Glas.		1/2 Flasche incl. Glas.
1901r Tischwein	—70	1902r Traberer	—80
1900r Bodenheimer	—80	1902r Zeltinger	1.10
1900r Erbacher Riesling	1.10	1900r Piesporter	1.20
1897r Lorch	1.10	1900r Josephshöfer	1.50
1900r Rüdesheimer	1.20	<b>Deutsche Rotweine.</b>	
1900r Hochheimer Hölle	1.50	1900r Ahrleicher	1.10
1895r Rauenthaler	2.—	1900r Ingelheimer	1.20
		1897r Ob-Ingelheimer	1.50

Leere Flaschen mit meiner Etiquette werden zu 10 Pf. das Stück zurückgenommen.

## Niederlagen in Wiesbaden

(Strassen alphabetisch geordnet):

Albrechtstr. 3:	A. Kriessing.	Oranienstr. 21:	E. Maus.
Blücherstr. 1:	Jac. Helbig.	Plattstr. 48:	J. Lamboi.
Dotzheimerstr. 72:	Ch. Knapp.	Riehstr. 3:	H. Bund.
Eigenheim:	Otto Füssler.	Rheinstr. 63:	H. Neef.
Friedrichstr. 7:	Th. Büttgen.	Rheinstr. 87:	H. Wertz.
Feldstr. 22:	Fr. Müller.	Rüdesheimerstr. 9:	F. Math. Müller.
Kais. Fried. Ring 52:	F. Röttcher.	Röderstr. 27:	Aug. Gemmer.
Kösterstr. 6:	A. Kuhn.	Röderallee 12:	Ph. Kissel.
Kürstr. 17:	Joh. Meuser.	Roonstr. 12:	Elise Michel.
Mainzerstr. 52:	H. Neef.	Sedanplatz 7:	A. Christ.
Michelsberg 9a:	C. Witzel.	Serrubenstr. 19, Ecke Drudenst.	J. Götz.
Neugasse 17:	W. Schaus.		W. Kohl.
	Westendstrasse 24:		E. Köhler.

## Gelegenheitskauf.

Rußb. vol. u. last. Betten mit Haar, Voll- u. Gegrasmattagen, Vertikons, Kleider- u. Küchensch., Kamelotischsophas, Zimmer- und Küchentische, Pfeilerstühle, Waschkommoden, einzelne Sprungrahmen, Matratzen u. Strohsäcke, Servier-tische, versch. Stühle und Spiegel, Paneele, 1 Damenstuhlbüchse etc. sind wegen Platzmangel fortb. zu verk. Näheres Wellrigstr. 44, Hth., Par. 6022

**Che** Sie Ihre Einkäufe in Möbeln u. Ausstattungen machen, bitte ich Sie, mein Möbel- und Betten-Lager zu besichtigen. Dort finden Sie alle Arten polierte und lackierte gut gearbeitete Betten, Kissen-, Polster- u. Küchenschränke, helle u. dunkle Schlafzimmer, sowie ganze Ausstattungen zu äußerst billigen Preisen. 31 W. Heumann, Heldenstr. 2.

## Tafelobst

von Zwergobstbäumen. Dicks Butterbirne 10 u. 15 Pf. Weißer Winter-Cobrir 30 u. 50 Pf. Winter-Dachobstbirnen und Winterbirnen nach Preisliste. Winteräpfel verschiedene Sorten 25 Pf. per Pfund. Proben in der Gärtnerei. Von 20 Pfund an Zustellung ins Haus. Späterobstbäume Pomona r. d. J. 1899. 8668

## Umzüge

per Möbelwagen und Federrolle werden unter Garantie bill. befördert. 4833

Heinrich Stieglitz, Wellrigstraße 37.

## Umzüge

unter Garantie in der Stadt und über Rand, sowie sonstige Roß-fuhrwerk befördert. 3137

Philipp Rinn, Rheinstr. 42.

## Fertige Fenster

mit Beschlag in nachstehenden Maßen werden preiswert abge-gaben: 8221

1 Stück, 1,85 hoch, 1,00 breit	
6 " 2,13 " 1,12 "	
3 " 2,24 " 1,20 "	
8 " 1,00 " 0,77 "	

Näh. Döhrmerstraße 26.





Nr. 247.

Freitag, den 21. Oktober 1904.

19. Jahrgang.

## Sklavenketten.

Roman nach Mrs. Alexander von J. Frick.

**Fortsetzung**

Indem sie langsam ihren Weg verfolgte, fiel ihr ein Mann auf, der an ihr vorüberging. Die breiten Achseln, der kurze Hals, die Art, wie er den Kopf hielt, alles berührte sie überrascht bekannt, und trotz der ausländischen Kleider, die er trug, trotz des entstellenden Gutes und der blauen Brille erkannte sie dennoch, als er plötzlich vor einem Laden stehen blieb, Blat, ihren ehemaligen Geliebten.

Sie ging ruhig an ihm vorüber, fühlte aber, daß er ihr folgte. Die Größe der Gefahr indeß tählte ihre Kraft. Blat hatte keinerlei Beweise gegen sie und Mr. Ueland würde einzig ihr glauben. Warum also fliehen? Was hatte sie zu befürchten? Auch war ihre Stellung es werth, daß sie darum kämpfte. Ihre ganze Zukunft hing eben von ihrer Klugheit ab. Sie konnte den Feind getrost herausfordern; sie mußte ihm nur muthig begegnen. Von diesem Entschluß beseelt, trat sie, wie sie beabsichtigt hatte, in eine Konditorei ein und bestellte sich Thee. Ihre Voraussetzung sollte sich erfüllen. Ehe die bestellte Erfrischung gebracht wurde, trat ihr Verfolger ebenfalls in das Lokal ein und fragte sie um die Erlaubniß, sich an ihren Tisch setzen zu dürfen. Sie nickte zustimmend. Jeder Zweifel war jetzt ausgeschlossen. Es war Blat und kein anderer.

„Ich muß dich sprechen können,“ raunte er ihr zu, nachdem er ebenfalls seine Bestellung ertheilt hatte. „Ich wage viel, um dich zu sehen; schreiben konnte ich dir nicht!“

„Ich habe durchaus keine Veranlassung, mit Ihnen zu verhandeln,“ erwiderte Mrs. Ueland im Tone gewöhnlicher Unterhaltung. „Sie verpflichteten sich, mich nie mehr zu belästigen, und einzig dieses Versprechen Ihrerseits bewog mich, um Sie mit Geld versehen zu können, zu einem verzweifelten Schritt meine Zuflucht zu nehmen!“

Sein Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse.

„Das Unglück läßt mir keine andere Wahl,“ versetzte er beißend scharf. „Nebenbei habe ich gute Nachrichten für dich, Judith — Nachrichten über etwas, wobei du meiner Hilfe bedarfst!“

„Sie können mir in nichts helfen,“ wies sie ihn hochfahrend zurück. „Ich vermute, daß es lediglich die eigennützigsten Motive sind, welche Sie meine Sicherheit aufs Spiel setzen lassen — trotz Ihres Manneswortes. Sie brauchen Geld?“

Ihr wegwerfender Ton berührte ihn scheinbar gar nicht.

„So ist es,“ versetzte er kopfnickend. „Hier aber können wir nicht reden. Wenn du deinen Thee getrunken hast, will ich hinausgehen und einen Wagen nehmen. Wir können längs des Dammes auf und ab fahren, bis wir miteinander einig sind!“

Mrs. Ueland erschauerte unter seinen letzten Worten! Dennoch widersprach sie ihm nicht.

„Ich preise das Glück, das ich dich hier traf,“ fuhr er fort. „Weißt du, was mich in diese Gegend führte? Ich las in der Zeitung, daß ein Mann, Namens Brand, sich im Charing-Cross-Hotel mittels Chloroform fast getödtet hätte; diesen Mr. Brand wollte ich auffuchen; wenn er der alte Freund von Philipp Cranston ist, so könnte er uns nützen. Ich traf ihn leider nicht; er soll verreist sein; ich habe aber seine Adresse.“

**Nachdruck verboten.**

Das von ihm angeschlagene Thema verwirrte sie; sie durfte sich jedoch nicht vor ihm verrathen; sie mußte Zeit gewinnen, sich zu fassen.

„Sprechen Sie nicht mehr zu mir, bis wir allein sind,“ unterbrach sie ihn fast hart.

„Das kann rasch genug geschehen, wenn du mir folgen willst“, gab er ihr zur Antwort, indem er sich erhob. „Ich erwarte dich!“ Und ihr zunicend verließ er das Lokal.

Sie sah ihm starr nach; so mußte sie einzig darauf sinnen, die Situation auszunützen. Es war unzweifelhaft, daß er nicht wußte, wer Brand war, während Philipp ihn erkannt hatte. Das mußte ihr zugut kommen.

Mit der ihr eigenen Sicherheit sich erhebend, verließ sie gleichfalls das Lokal und trat ins Freie hinaus. In kurzer Entfernung hielt eine Miethskutsche, an deren Schlag Blat stand. Jeder Versuch, sich ihm zu entziehen, wäre Wahnsinn, Selbstverrath gewesen; so machte sie aus der Noth eine Tugend und schritt auf den Wagen zu, in welchem Blat neben ihr Platz nahm. Das Gefährt setzte sich in Bewegung.

„Zuerst eine gute Neuigkeit,“ ergriff ihr aufgedrungener Begleiter das Wort. „Der Onkel des alten Cranston-Magnard ist vor etwa drei Wochen gestorben; dein Sohn Dick ist also der nächste Erbe.“

Sie zuckte mit keiner Wimper.

„Das weiß ich,“ versetzte sie kühl.

„Dann weißt du aber sicher nicht, daß die Besizung zehn- bis zwölftausend Pfund jährlich abwirft?“ rief er mit Nachdruck. „Du könntest sonst nicht so gleichgültig dastehen als rönne Fischblut in deinen Adern. Ich sage und wiederhole dir: Dick, — dein Sohn Dick ist der Erbe von dem allen! Elektrisirt dich das denn gar nicht? Du weißt unbedingt, wo Dick ist. Rufe ihn zu dir, theile ihm die Aussichten mit, die seiner harren, und vor allem: versöhne dich mit ihm! Du hättest es nie und nimmer zum Bruch kommen lassen sollen! Nie tadelte ich etwas mehr als diese Unklugheit!“

„Wirklich!“ Das Wort klang scharf, bitter. „Tadeln Sie mich auch noch, wenn ich Ihnen sage, daß es der einzige Weg war, der mir blieb, um das Geld, dessen Sie zu Ihrer Flucht benötigten, zu beschaffen?“

„Ich würde es thun, wenn es noch zu ändern wäre“, versetzte er hastig. „Verlieren wir aber keine Zeit. Erkläre also Dick alles, gib ihm zu verstehen, daß du und er mir vielen Dank schuldig seid. Auf das Testament gestützt, kann er Geld in Menge erhalten, und ich brauche Geld. Es ist der einzige Zweck, der mich meine Sicherheit aufs Spiel setzen und hierher kommen ließ!“

Mrs. Ueland athmete tief und schwer; sie hatte ihn richtig taxirt.

„So ist das alles, was Sie mir zu sagen haben und weshalb Sie mich veranlaßten, diese Wagenfahrt mit Ihnen zu machen, unbekümmert, ob Sie mich dadurch kompromittierten?“ fragte sie schneidend kalt.



Was unangenehme waren, das ihm eigen war, verzerrte wieder seine Züge.

„Alles, ja,“ antwortete er ihr, „und mir ist das gerade genug, denn ich besitze kaum einen Penny mehr — und dachte schon an den verzweifeltsten Akt, Mr. Acland's Unterschrift nachzuahmen, um mein Leben zu fristen. Da glücklicherweise begegnete ich dir, Judith!“ Und seine leuchten, schwarzen Augen sahen sie teuflisch an.

Sie erbehte und antwortete ihm nicht sofort; ihre Gedanken wanderten zu dem Manne, den sie beinahe ermordet hätte. Er einzig konnte sie vor Blat schützen. Sie mußte versuchen, den Schurken hinzuhalten, um sich an Philipp wenden zu können.

„Was Geld anbelangt“, sagte sie im gleichmüthigen Ton, „so habe ich nur fünf Pfund und etwas Silber bei mir. Ich gebe Ihnen die fünf Pfund und werde Ihnen übermorgen meinen Entschluß mittheilen. Wo sind Sie zu treffen?“

Sie täuschte ihn vollkommen.

„Jetzt sprichst du wieder wie die vernünftige Frau, die du immer warst“, grinste er sich an. „Gib mir das Geld. Hoffentlich sind es keine Banknoten?“

„Nein!“ Ihre Stimme war hart wie das Metall, welches sie ihm reichte. Er betrachtete es gierig und ließ es in seine Westentasche verschwinden.

„Nun wegen der Zusammenkunft“, sprach er eilig. „In der Wilmington-Straße liegt der Unter-Tun. Dort erwarte ich dich. Welche Stunde übermorgen bestimmst du zu deinem Kommen?“

Mrs. Acland that, als ob sie ernstlich überlege.

„Ich fürchte, ich kann nicht eher, als um 2 Uhr dort sein!“ sagte sie dann.

„Das paßt mir vortrefflich“, erwiderte Blat, unverkennbar gut gelaunt. „Es müßte sonderbar zugehen, wenn zwei Genies, wie wir es sind, nicht etwas Gescheites herausstipfeln würden. Ich habe eine bestimmte Idee, möchte aber vor allem erst die deine hören. Du hastest von jeher einen feindlichen Kopf. Vielleicht weißt du noch etwas Besseres als ich!“

Sie nickte, wie gedankenversunken und mit einem sonderbaren Lächeln.

„Wir haben jetzt wohl alles besprochen?“ sagte sie. „Dann, bitte, lassen Sie den Kutscher halten.“

Er argwöhnte auch nicht das Geringste und erhob sich, um dem Fiakerlenker das gewünschte Signal zu geben. Dabei beugte er sich noch einmal Mrs. Acland zu.

„Denke an mehr Geld, Judith“, raunte er ihr zu. „Ich verlan-ge nicht viel. Zwanzig Pfund genügen, bis Dich mehr schaf-fen kann. Und komme jedenfalls; ich habe nichts mehr zu ver-lieren!“

Mrs. Acland erwiderte kein Wort; sie war fast am Ende ihrer Kraft angelangt. Aber Schwäche wäre jetzt Selbstpreisgeben gewesen.

Mit der Hoheit und der Mene einer Königin verließ sie den Elenden, den sie doch mehr fürchtete, als sie sich selbst einzu-gestehen wagte. Der Mann, auf dessen Verderben sie vor kurzem gesonnen hatte, er war jetzt ihre einzige Hoffnung und Zuflucht. Philipp, — ihr schmächtig betrogener und längst todt geglaubter Gatte, er allein konnte sie retten vor dem Unheil, das ihrer von einem Menschen drohte, der von je her der Dämon ihres Le-bens gewesen war. Sie hatte ihn tödten wollen; sie konnte es sich nicht verhehlen; zu klar hatte die Absicht in ihr bestanden. Wenn er wie durch ein Wunder gerettet worden wäre, um sie selbst von einem Schurken freizumachen, gegen den sie sich macht-loß fühlte, weil derselbe sie nur zu sehr ganz und gar in seiner Gewalt hatte! Aber hatte sie von Philipp weniger zu fürchten? Konnte er nicht mehr noch als Blat das Verderben auf sie her-abbeschwören? Nein, nicht mehr. Philipp war edel, gut. Blat aber war ein Schurke und er schreckte vor nichts zurück, wenn es sein eigenes Ich galt. Wie, wenn sie beide gegenein-ander ausspielte! Wenn sie Philipp zu Brand schickte! Wenn sie einen dem anderen gegenüberstellte, um sich selbst zu be-schützen!

Mit zitternder Hand griff sie, heimgelangt, nach der Feder und warf einige Zeilen auf ein Blatt Papier; dieselben bestell-ten den Empfänger auf den zweitfolgenden Tag nach dem Unter-Tun in der Wilmingtonstraße; die Adresse, welche sie dem Wil-lett gab, war die von Brand im Charing-Croß-Hotel hinterlassene.

Wie ein zündender Funke war ein Gedanke ihr in die Seele gefallen, ein höllischer Gedanke.

„Er hat nichts mehr zu verlieren!“ sprach sie vor sich hin und ihre Lippen waren farblos, während sie das Rouvert ver-siegelte. „Auch ich nicht!“ fügte sie flüsternd, schauernd hinzu und in ihren Augen loderte es unheilvoll. „Es ist ein Ba-banque-Spiel, aber es soll mir glücken, — es soll mir glücken!“

Marjory verstrichen die Tage, wie ein schwerer Traum, dem ein Erwachen folgen mußte, — welches, sie wußte es nicht, aber jedenfalls ein Erwachen, an das sie nicht zu denken wagte. In der Verwirrung ihres Herzens hatte sie einem Menschen sich und ihr Leben in die Hände gegeben, den sie nie und nimmer lieben konnte, — nie mehr erst gar, seit sie wußte, was echte rechte Liebe heißt, — und an den sie doch geschmiedet war mit freilich unsichtbaren Ketten, wie der Galeerensträfling an seinen Leidensgefährten.

Ein Brief Mr. Charteret's sollte ihr diese sich selbst ange-legten Fesseln jühlbarer machen, denn irgend etwas.

Nachdem sie über alles mögliche geplaudert, schrieb ihr die Dame zum Schluß: „Mr. Ellis wird einige Tage bei Sir Wil-fred Trumbington nahe bei Dordborough zubringen. Er ver-sprach mir, dich zu besuchen und ein kleines Geschenk von mir in deine Hände zu legen.“

Marjory durchrieselte es unter dem Einfluß dieser Mitt-zung wie ein Frösteln. Nichts hatte ihr entfernter gelegen als ein Kommen Ellis, und jede Stunde jetzt sollte sie ihn erwarten müssen, sollte er kommen können, um sie aufs neue zu quälen! Wie mit einer Lethargie umging sie der Gedanke.

Die Zeit daß Georg zu Tisch kommen mußte, rückte heran, sie hatte alles bereit und durchlas eben den Brief der Tante noch-mals, als auf einmal die Thür geöffnet ward und Mrs. Stodes meldete:

„Es ist jemand da, der Sie zu sprechen wünscht.“

Ehe Marjory antworten konnte, stand Ellis vor ihr.

„Ah, sobald hast du mich wohl nicht erwartet?“ begrüßte er sie. „Du verhehlst es mir nicht, daß du über meinen Besuch nicht allzusehr erfreut bist!“

Seine Worte gaben ihr die Selbstbeherrschung zurück, welche thatsächlich sie zu verlassen gedroht hatte.

„Es wäre Heuchelei, wollte ich sagen, daß ich mich über Ihren Besuch freue, Mr. Ellis,“ sagte sie mit Festigkeit, wenn auch ihre Stimme noch leicht vibrierte. „Sie wissen es nur zu wohl, daß es nicht anders sein kann —“

Sein Blick, der sich mit brennender Gluth in den ihren ver-senkte, verrieth ihr nur zu deutlich, daß seine Leidenschaft für sie in nichts an Kraft verloren hatte.

„Ich weiß es nur zu wohl, ja,“ sprach er ihr nach. „Es ist Krieg zwischen uns, aber selbst im bittersten Kampf gibt es Waf-fenstillstand. Wenn ich nun eine weiße Fahne brächte!“

Er nahm ihre Hand in die seine. Marjory litt es mit Widerstreben. Ihm entging es nicht. Mit einem Ausdruck der alles, nur nichts Gutes verrieth, trat er von ihr zurück. Aus seiner Brusttasche ein kleines Päckchen hervorziehend, sprach er, daßselbe ihr reichend, in völlig verändertem Tone:

„Mrs. Charteret beauftragte mich, dir das zu geben. Willst du es nicht öffnen?“

„Ich kann warten“, entgegnete Marjory, nur einzig bestrebt ihm nicht zu verrathen, welchen gewaltigen Eindruck seine Ge-genwart auf sie ausübte. Sie hatte ihn thatsächlich nicht so bald erwartet. Sein schon jetziges Kommen überraschte sie aufs höchste und sie hatte all ihre Seelenstärke nöthig, ihm gegen-über keine Schwäche zu zeigen.

Er sah es, aber er zeigte es durch nichts als durch ein kal-tes Lächeln, welches sich über sein Gesicht stahl.

„Deine Umgebung trägt nicht eben das Gepräge eines Pala-stes“, sagte er mit leisem Spott. „Auch du selbst bist nicht mehr die Fröhliche. Es ist eine Veränderung mit dir vorgegangen, meine süße Marjory, eine Veränderung, welche ich nicht ver-stehe.“

„So bemühen Sie sich deshalb nicht!“ antwortete sie ihm mit einer unerwarteten Ueberlegenheit. „Ich bin sehr glücklich in den Verhältnissen, in denen ich lebe, — glücklicher als ich es je zuvor war.“

„Aber gewiß nicht, wie du es hättest sein können, wenn du mir gefolgt wärest!“ versetzte er mit Eifer, sie mit seinen Augen verschlingend. „Ein eigenes Haus in Paris, Theater, Museen, Gesellschaften — —“

(Fortsetzung folgt.)

Tel. 4306. Photographie C. H. Schiffer, Taunusstr. 4





## Denkspruch.

Was in dem Herzen anderer von uns lebt,  
Ist unser wahrstes und tiefstes Selbst.  
Herder.



## Der Gänsekönig.

Eine Kleinstadtgeschichte von Alfred Semerau.

(Nachdruck verboten.)

Der Steuerrat Warnow fuhr sich hastig durch seinen Schnurrbart und sagte dann gelassen zu seiner Frau: „Ich geh nicht drauf ein. Ich lass' sie kommen.“ Er schlug auf das Blatt, das er in der Hand hielt: „Zwanzig Groschen das Stück ist zu wenig, viel zu wenig. Da kriegen ich hier mindestens 'ne Mark mehr. Ich lass' sie kommen.“

„Du willst ja nie auf mich hören, Warnow, Du wirst's schon noch bereuen.“

„Bereuen! Was denn? Soll ich etwa das Viehzeug da so billig verkaufen? Nein, Anna, was man erbt, soll man in Ehren halten oder — vielmehr, wenn's schon kein bar Geld ist, geschickt und überlegt zu Geld machen — zu möglichst viel Geld.“

„Wenn wir das gehaut hätten, Warnow, kein bar Geld und nur zweihundert Gänse. Es ist wie Spott. Was sollen Stadtleute mit so viel Gänsen? Dein Onkel, der uns das antut, lacht noch unter dem Leichenstein über den Spaß.“

„Zum Teufel auch, soll er lachen, die Gänse lass' ich doch kommen. Ich verlier' mindestens zweihundert Mark, wenn ich sie da verkaufen lasse. Meine Pension ist nicht so groß, als daß ich mir das an der Nase vorbeigehen lassen könnte.“

„Aber Warnow, wo willst Du mit den Gänsen hin? In den Stuben ist doch kein Platz.“

Der Steuerrat wollte auffahren, bezwang sich aber: „Ich sperr' sie in die Ställe.“

„Was das nur Miete kostet, Warnow.“

Der Steuerrat riß sich am Schnurrbart: „Wer nicht wagt, gewinnt nicht, Anna. Ich lass' sie doch kommen.“

Und er schrieb an den Rechtsanwalt, der ihm mitgeteilt hatte, daß ihm vom Erbe seines Onkels Ramberg, Gutsbesizers von Gollnow, zweihundert Gänse zugefallen seien, und ihn angefragt hatte, ob er sie dort verkaufen wolle.

Drei Tage später erhielt Warnow die Nachricht, daß auf dem Bahnhof seiner das Erbe harre. Die Freude über die glückliche Ankunft wurde gedämpft durch die Mitteilung der nicht geringen Rechnung für Futter und Transport.

Als Warnow vor den Waggon stand, welche die Gänse beherbergten, wurde er wieder vergnügt: er bedachte den Gewinn, der ihm fraglos erwüchse.

Er mußte sich natürlich Treiber nehmen, er allein, wenn er auch aus Vorsicht die Uniform nicht angelegt, wäre mit den Zweihundert nicht fertig geworden.

Der Zug setzte sich zur Freude aller Umwohner in Bewegung: die Gänse in breiten, beweglichen Scharen, an deren Seiten die Treiber mit langen Gerten; Warnow am Ende des Zuges hatte auf Gänse und Treiber ein wachsameres Auge.

Der Gänsezug nahm den Weg durch wenig befahrene und vom Verkehr kaum berührte Straßen. Trotzdem ging's nicht ohne Störungen.

Ein junger Staatsbürger begann Grassbüschel unter die Gänse zu werfen, die danach suchten und in schnatternden Gruppen stehen blieben. Ein anderer nahm seinen Weg quer durch den Zug, indem er die Gänse links und rechts mit lautem Galloß in die Flucht trieb. Die Treiber, die Ordnung schaffen wollten, vergrößerten die Verwirrung, und Warnow, der mit geschwungenem Stock die Störenfriede fortjagen wollte, trieb nur flüchtende, schreiende Gänse vor sich her.

Endlich ging der Zug in leidlicher Ordnung weiter unter dem Geleite freundlicher Straßenjüngens, die von Zeit zu

Zeit den Steuerrat, der finster den Zug beschloß, anspornen: „Immer feste drauf los.“ Ein jugendlicher Begleiter stieß plötzlich den Nebenmann kräftig in die Seite: „Guck doch mal den Gänsekönig, wie der glubst.“ Nun schrien die anderen, von dem Anblick der vielen Gänse überwältigt, auch: „Och je, der Gänsekönig.“

Warnow umklammerte den Stock fest, er hätte am liebsten auf die Jungen losgeschlagen, wenn er nicht wieder eine Verwirrung des Zuges gefürchtet hätte. Er biß die Zähne aufeinander und tat sie erst auf, um einem Schutzmann Bescheid zu geben, der ihn nach Namen und Wohnung fragte.

Am Wänsfelder Tor wurde wieder alle Ordnung zu nichts. Drei Wagen in eilemdem Trabe bogen in die Straße ein, aus der sich der Gänsezug langsam und schnatternd herauswand. Die Gänse flüchteten mit lautem Geschrei, die Treiber drückten sich an die Mauern, die Jungen liefen mit den Gänsen um die Wette, Warnow flüchte hinter den Wagen her. Jetzt kam ihm zum erstenmal der Gedanke: Hätt' ich das Viehzeug doch dort verkauft!

Die Sonne stand in der Mittagshöhe an dem wolkenlosen Junihimmel und sandte ihre goldenen Strahlen wie glühende Pfeile hinab auf die Erde.

Die Bäume ragten unbeweglich empor, kein Windhauch septe die tiefgrünen Blätter in zitternde, schaukelnde Bewegung.

Dem Steuerrat liefen helle Tropfen von der Stirn und den Schläfen herab, die Treiber hatten die Jäden abgezogen und gingen in Hemdsärmeln, die Gänse hatten sich heiser geschnattert und suchten ihren Durst aus halbvertrockneten Pfäfen zu löschen, die Jungen gingen barfuß und veranstalteten durch Aneinandererschlagen ihrer Holzspantoffeln eine musikalische Unterhaltung, die indianischem Kriegslärm gleich.

Als Warnow endlich im Schatten seines Hausflurs verschwinden konnte und durch die Ställe ging, wo die Gänse eingesperrt wurden, ward ihm leichter zu Mute. Als der Holz- und Pferdestall nicht genügte, jagte er den Rest der Gänse in die Waschküche.

Er lohnte die Treiber ab, und widerwillig zerstreute sich auch endlich die Jugend, die den Zug so treu geleitet hatte, doch ehe sie ging, schrie einer: „Hoch der Gänsekönig!“ Und wenn die anderen Hausgenossen nicht bereits durch das tolle Geschnatter, das die Ruhe der Straße störte, und den lärmenden Zug an die Fenster gelockt worden wären, dies Hoch, das von zwanzig lauten Kehlen dem alten Steuerrat dargebracht wurde, hätte es zuwege gebracht.

Als die Straße nach dem letzten Hoch ruhig geworden war und man nur noch vom Hofe das ununterbrochene Schnattern der Gänse hörte, setzte sich Warnow in seinen Lehnstuhl zurecht, strich sich den Schnurrbart und sagte zufrieden: „Nun sind sie da, Anna!“

„Wäste ich's nicht, dann hörte ich's jeht. Ach, Warnow, daß Du nicht klüger bist!“

„Dummheit — wir kriegen ein schönes Geld.“

Er sah nicht, daß seine Frau bedenklich den Kopf schüttelte, er rechnete.

„Vergiß nicht die Miete für die Ställe und die Waschküche, Warnow, und dann kommt das Futter dazu.“

„Bis heute sind's dreizehn Taler.“

„Ich glaube, Warnow, das wird ein teures Erbe.“

Der Steuerrat jagte nichts, mietete die Ställe und sorgte für Futter. Als er zurückkam, sagte er: „Wenn wir sie nudelten, gäb's noch mehr Geld.“

„Ich will's versuchen, Warnow,“ sagte die Rätin.

So hatten denn beide ihre Beschäftigung. Das Rudeln der zwanzig konnte die Rätin wohl allein besorgen, aber Warnow nicht die Reinigung. Er nahm sich Hilfe: was ist ein Mann für zweihundert Gänse?

Der Steuerrat hatte den Schutzmann, den er auf seinem Zuge getroffen, längst vergessen; da erinnerte ihn daran ein Strafmandat wegen öffentlichen Viehtreibens, murrend zahlte er die Buße.

Nach acht Tagen hestete Warnow neben den Torflügeln einen Zettel an, der in weit sichtbaren dicken Buchstaben aus sagte: „Hier Gänseverkauf.“ Bald darauf erhielt er ein



Strafmandat wegen Handelns ohne Gewerbeschein. Zwar hatte Warnow noch keinen Käufer gefunden, doch mußte er das Strafgehalt zahlen.

Er hatte sich ein Büchlein angelegt, worin er eintrug, was ihn die Gänse kosteten. Die Posten wurden täglich länger. Er dachte jetzt öfter: „Hätt' ich sie doch gleich dort verkauft.“

Die Hausbewohner beschwerten sich über die nächtliche Ruhestörung. Das Schnattern und Schreien der Gänse jagte den Schlaf von allen Lidern. Die Hausbewohner empörten sich gegen den Wirt wegen der Entweihung und Entziehung der Waschküche.

Der Wirt kündigte dem Steuerrat die Ställe und Waschküche: Die Anhäufung so vielen Getiers in so engen Räumen sei schädlich auch für die Menschen, und die Luft werde durch die Ausdünstung der Tiere nicht reiner.

So waren also die Gänse in vierzehn Tagen obdachlos. Der Steuerrat hätte sie wohl verkaufen können, fünfzehn Groschen das Stück. Er wollte sich aber keine Blöße geben vor seiner Frau, und behielt die Zweihundert, aber märkte hatten sie ihn schon gemacht.

„Lieber ess' ich sie selbst, ehe ich sie verschleudere,“ sagte Warnow.

„Aber doch nicht alle,“ wandte die Rätin ein.

„Alle,“ sagte Warnow ärgerlich.

Und er machte den Gedanken zur Tat.

Es wurden Gänse geschlachtet, fast täglich, und Steuerrats aßen nur noch Gänse: gebraten, geräuchert, gepöbelt, in Schwarzsauer, in Weissauer, Gänselein, Gänseleber.

Zehn Tage aßen sie nur Gänsernes, am elften schüttelte sich die Steuerrätin: „Ich kann nicht mehr.“

Warnow legte veräußert Messer und Gabel auf seinem vollen Teller zusammen: „Ich auch nicht.“

An diesem Tage lebte die ganze Straße von dem Vorrat Gänsefleisch, den Steuerrats noch hatten.

Am anderen Morgen sah Warnow, als er durch die Ställe ging, einige Gänse sonderbare Bewegungen machen; sie zählten zu den zwanzig Auserwählten, die genudelt wurden. Am Nachmittag waren sie tot. In drei Tagen verlor Warnow vierzig Stück.

Er ließ sie heimlich fortbringen, sagte auch seiner Frau nichts, aber abends ging er aus.

Er lächelte, als er heimkam. Er hatte die Gänse verkauft, doch endlich, zu fünfzehn Groschen das Stück.

Wieder, wie vor Wochen, bewegte sich der Zug durchs Tor, diesmal hinaus auf die Straße, und die Dämmerung verschlang ihn bald.

Die Steuerrätin wunderte sich, daß außer den geschlachteten noch vierzig Gänse fehlten.

Warnow sagte nur: „Laß, ich erzähl's Dir noch.“

In dieser Nacht schlief das ganze Haus wieder ungestört, nur der Steuerrat fuhr gegen Morgen aus einem schweren Traum.

„Die verfluchten Bengels,“ schrie er und holte mit der Hand aus, wie um dreinzuschlagen.

„Was ist denn, Warnow?“

„Gänsefönig haben sie geschrieen.“

Die Rätin bewahrte ihren Ernst: „Du bist sie nun ja los.“

„Die Gänse, ja — mit Schaden,“ seufzte er, „den Namen nicht.“

„Ach, schlaf' nur.“ Murrend legte er sich auf die andere Seite. Die Rätin strich über seine Hand und lächelte: „Schlaf' nur — Gänsefönig!“



### Das Battistafaschentuch.

„Pu!“ sagte der Mann im graugesprenkelten Sommeranzug zu seinem Bekannten, als sie des Morgens im Omnibus zum Geschäft fuhren. „Meine Frau ist die ordnungsliebendste, sorgfältigste und reinlichste Frau, die Sie jemals gesehen haben. Es ist geradezu lächerlich, wie unordentlich manche Frau den Haushalt führt. Da sollten Sie nur mal sehen, wie meine Frau auf Ordnung im Hause hält.“

„Das ist alles recht schön und in der Theorie klingt das

ganz hübsch,“ antwortete sein Bekannter. „Aber im praktischen Leben kommt es oft anders und auch die ordentlichste und beste Hausfrau kann mal mit ihren Arbeiten im Rückstand sein.“

„Meine Frau nie. Das geht bei ihr alles seinen geregelten Gang. Immer wie am Schnürchen.“

„Das ist freilich alles Mögliche,“ gab der Bekannte zu.

„Wie lange sind Sie denn schon verheiratet?“

„Zehn Jahre. Und ich habe noch nie einen Aerger mit ihr gehabt. Sie stellt immer jeden Gegenstand an seinen richtigen Platz und man weiß immer ganz genau, wo man eine Sache zu suchen hat. Ich bin zum Beispiel heute morgen, es war noch dunkel, an den Wäscheschrank gegangen und habe mir, ohne weiter nachzusehen, ein Taschentuch genommen und eingesteckt. Ja, meine Herren, so gewiß wie zweimal zwei vier ist, so sicher weiß ich, ohne es angesehen zu haben, daß ich eins von meinen guten Battistafaschentüchern genommen habe, die in der einen Ecke deutlich meine Initialen eingestickt haben. Sehen Sie her.“ Damit griff der Mann der ordnungsliebenden Hausfrau in seine Tasche, holte das Battistafaschentuch heraus und entfaltete vor den Augen der belustigten Mitfahrer — eine Frauennachtmütze mit zwei langen weißen Falstaff.



**Abgefertigt.** Der bekannte Humorist Saphir war im gewöhnlichen Leben eine unangenehme und zänische Persönlichkeit. Trotz seiner abschreckenden Häßlichkeit war er eitel, besonders aber auf vornehme Bekanntschaften, mit denen er oft höchst prahlerisch prunkte. Oberst von Corvin berichtet über ihn in seinen „Erinnerungen“ ein nettes Erlebnis, dessen Schauplatz Leipzig war, wohin Saphir in den vierziger Jahren als öffentlicher Vorleser gekommen. Eines Tages erzählte der Wiener Humorist wie gewöhnlich, so en passant, verschiedene Geschichten, um zu zeigen, auf welch vertraulichem Fuße er mit einigen der ersten österreichischen Aristokraten stehe. Unter anderem führte er eine Unterredung mit dem Grafen Sandor an, die letzterer in folgender Weise begonnen haben sollte: „Sag einmal, Saphir, hast Du nicht gehört . . .?“ — „Wie?“ rief Herr von Corvin mit angenommenem Erstaunen dazwischen, „Sie dulden, daß der Graf Sie wie einen Bedienten mit Du anredet?“ Saphir sah den Spötter groß an, fand es jedoch für gut, die Pille schweigend zu verschlucken.



**Die Schlafpulver.** Doktor: „Ich sehe schon, was Ihnen fehlt. Sie leiden an Schlaflosigkeit. So, lassen Sie sich diese Schlafpulver machen.“

Doktor (am nächsten Tage): „Guten Morgen! Na, heute sehen Sie schon viel besser aus. Haben Sie gut geschlafen?“

Lehmann: „Wie ein Murmeltier. Ich fühle mich wie neugeboren.“

Doktor: „Wieviele Schlafpulver haben Sie genommen?“

Lehmann (erstaunt): „Ich? Gar keins. Ich habe dem Baby zwei eingegeben.“

Cit-Bits.

**Die Drohung der Tante.** Mutter (nach Hause kommend): „Aber Fräulein, Du zankst mit Deiner kleinen Schwester?“

Fräulein (mürrisch): „Da ist Tante Klara Schuld daran.“

Tante Klara: „Aber Fräulein! Wie kannst Du nur so was erzählen. Ich hab' Dir gesagt, wenn Du mit Elschen zankst, würde ich Dir nie wieder einen Kuß geben.“

Fräulein (noch mürrischer): „Nun ja, eben deshalb habe ich ja mit ihr gezankt.“

Schut.